

I DIE ENTDECKUNG DES INDIVIDUUMS

IM HOCHMITTELALTER

Im hohen Mittelalter, insbesondere im 12. Jahrhundert, nahm das Wissen um die Komplexität des menschlichen Seelenlebens zu; und zugleich wuchsen in verschiedenen Bereichen die Entscheidungs- und Handlungsspielräume, die man dem Einzelnen zubilligte. Dass zwischen diesen Vorgängen ein Zusammenhang bestehe, wird seit längerem vermutet; zu Beginn der 1970er Jahre subsumierte Colin Morris sie unter der Formel von der »Entdeckung des Individuums« im Hochmittelalter.¹ Dieses Schlagwort wurde schnell rezipiert, weil es den Anschluss an ältere Forschungstraditionen erlaubt; doch fordert die Vorbelastung durch eine lange und kontroverse Begriffs geschichte die Kritik daran heraus, und zwar an allen wesentlichen Punkten, namentlich (1.) an der Kategorie der »Entdeckung«, (2.) an ihrer Datierung im Hochmittelalter (und der damit verbundenen Lokalisierung in der lateinischen westlichen Kultur) und (3.) an der Kategorie des »Individuums«.

1 Die *Entdeckung* des Individuums im Hochmittelalter

Das deutsche Wort »entdecken« bedeutet – nicht anders als seine neusprachlichen Entsprechungen »discover«, »découvrir« u.a. – das (Wieder-)Auffinden eines Gegenstandes oder eines Sachverhaltes, der bislang existent, aber der erkennenden

Aufmerksamkeit verborgen war.² Entdeckungen dieser Art können auftreten, wenn ein noch unerforschter Urwald nach Insekten durchsucht oder ein besonders starkes Teleskop auf den Sternenhimmel gerichtet wird; mithin kommen sie geläufig im Kontext normaler naturwissenschaftlicher Forschung vor. Für Entdeckungen dieser Art ist es bezeichnend, dass sie nicht unerwartet kommen und dass ihre Klassifikation keine allzu großen Schwierigkeiten bereitet. Daneben kennt die Wissenschaftsgeschichte eine Reihe »großer« Entdeckungen, durch welche nicht nur die Welt der Objekte vermehrt, sondern ganz besonders unser Blick auf die Dinge verändert wurde, etwa die Entdeckung des Nikolaus Kopernikus, dass die Sonne und nicht die Erde den Mittelpunkt unseres Sonnensystems bildet.

In der älteren Wissenschaftshistoriographie wurde der wissenschaftliche Fortschritt als eine Aneinanderreihung derartiger kleiner und großer Entdeckungen rekonstruiert, die allesamt kumulativ den modernen Wissensbestand aufgebaut hätten. Dieser Sicht liegt das gleiche lineare Fortschrittsmodell zugrunde, aus dem die Rede von der »Entdeckung des Individuums« seine Plausibilität bezog. Dies entspricht nicht den Tatsachen. Der Wissenschaftstheoretiker Thomas Samuel Kuhn wies nach, dass die Entdeckung grundlegender Sachverhalte viel komplexer ist, als es der einfache Begriff »Entdeckung« suggeriert. So isolierten beispielsweise mehrere Chemiker in den frühen 1770er Jahren relativ reinen Sauerstoff. Dennoch kann man nicht sinnvoll sagen, damit wäre der Sauerstoff entdeckt worden; denn zu diesem Zeitpunkt stand noch gar kein theoretisch-begrifflicher Rahmen bereit (ein Paradigma im Sinne Kuhns), der den Chemikern die Identifikation des Sauerstoffs als das Gas, das zur Oxidation erforderlich ist, erlaubt hätte.³ Jeder kennt die Problematik der Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus im Jahre 1492: Columbus gelangte nicht als erster über den Nordatlantik nach Amerika; und er selbst hielt sich nicht für den Entdecker eines neuen Kontinentes,

sondern allenfalls für den Entdecker des ohnehin vermuteten Seeweges nach Ostasien. Allein der Umstand, dass mit den Reisen des Columbus der mehrhundertjährige Zugriff Westeuropas auf den amerikanischen Kontinent beginnt, rechtfertigt es bedingt, von der »Entdeckung« Amerikas zu sprechen.

Eine undifferenzierte Rede von der »Entdeckung des Individuums« zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Vergangenheit wirft weitere grundsätzliche Probleme auf.⁴ Das Individuum gehört nicht zum Kreis derjenigen Gegenstände, die sich wie eine neue Orchidee ohne weitere Konsequenzen entdecken lassen. Allein schon die enge Verschränkung zwischen dem Gegenstand und seinem Entdecker erzwingt im Falle der »Entdeckung des Individuums« auf Seiten des Entdeckers so etwas wie einen Paradigmenwechsel im Sinne Kuhns. Jeder Mensch »entdeckt« im Alter von etwa anderthalb Jahren, dass er in einem fundamentalen Sinn ein Individuum ist, nämlich ein von der übrigen Welt der Dinge geschiedenes singuläres Einzelding. Diese »Entdeckung« ist der Teil einer Veränderung seines erkennenden Zuganges zu seiner Umwelt insgesamt, nämlich – in den entwicklungspsychologischen Kategorien Jean Piagets – des Überganges von der sensumotorischen Phase der Intelligenzentwicklung zum präoperatorischen Denken.⁵

Die Rede von der »Entdeckung des Individuums« im Mittelalter – oder wann immer – meint etwas anderes, nämlich die Einsicht in den Eigenwert und die Eigenart eines jeden einzelnen Menschen. Angesichts der Vielschichtigkeit dieses Gegenstandes fand unmöglich eine einfache Entdeckung statt dergestalt, dass ein Entdecker das Individuum erstmals beschrieb und sich fortan jeder Interessierte darüber informieren konnte. Vielmehr ist mit einem längeren Prozess zu rechnen, in dessen Verlauf sich Menschen ihrer und ihrer Mitmenschen Individualität bewusst wurden und diesen Umstand zu artikulieren begannen. Darum hilft es nicht weiter, wenn man »Entdeckung des Individuums« einfach durch »Entdeckung des Selbst« oder

dergleichen ersetzt.⁶ Will man die Metapher der »Entdeckung« weiterhin bemühen, muss man sich dieser wesentlichen Einschränkung bewusst sein.

2 Die Entdeckung des Individuums im *Hochmittelalter*

Die »Entdeckung des Individuums« erfreut sich als historisches (daneben als soziologisches oder psychologisches) Deutungsmuster auch außerhalb der Mediävistik einer bleibenden Beliebtheit. Es gibt kaum eine Epoche, in der – nach Auffassung der zuständigen Bearbeiter – das Individuum nicht schon entdeckt worden wäre. Neben dem Hochmittelalter werden die frühen Hochkulturen genannt,⁷ das vorklassische oder das klassische Griechenland,⁸ die christliche Welt,⁹ die Neuzeit bis hin zur jüngsten Vergangenheit.¹⁰ Das Paradigma hierfür stellt die kulturgeschichtliche Forschung des 19. Jahrhunderts bereit, die zuerst eine »Entdeckung des Individuums« postulierte und diese in die Renaissancezeit datierte. Wer immer sich heute mit den Erscheinungsformen der Individualität im Mittelalter oder einer anderen Zeit befasst, arbeitet sich implizit oder explizit an dem folgenden, oft zitierten Pauschalurteil ab, das Jacob Burckhardt († 1897) im Jahre 1860 fällte:

»Im Mittelalter lagen beide Seiten des Bewußtseins – nach der Welt hin und nach dem Innern des Menschen selbst – wie unter einem gemeinsamen Schleier träumend oder halbwach. Der Schleier war gewoben aus Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn; durch ihn hindurchgesehen erschien Welt und Geschichte wundersam gefärbt, der Mensch aber erkannte sich nur als Rasse, Volk, Partei, Korporation, Familie oder sonst in irgendeiner Form des Allgemeinen. In Italien zuerst verweht dieser Schleier in die Lüfte; es erwacht eine objektive Betrachtung und Behandlung des Staates und der sämtlichen Dinge

dieser Welt überhaupt; daneben aber erhebt sich mit voller Macht das Subjektive, der Mensch wird geistiges Individuum und erkennt sich als solches.«¹¹

Der durchschlagende Erfolg dieser Textpassage beruht nicht auf ihrer Originalität, sondern darauf, dass mit der Autorität und der Sprachgewalt Burckhardts eine Einsicht formuliert wurde, die sich ohne weiteres in das linear-evolutionäre zeitgenössische Geschichtsbild fügte, welches einen eindeutigen Fortschritt von »Kindesbefangenheit und Wahn« zum rationalen Weltbild der bürgerlichen Gesellschaft – mit einem höherentwickelten Sinn für menschliche Individualität – als selbstverständlich voraussetzen durfte.¹² Ähnliche Gedanken hatten vor Burckhardt schon Jules Michelet¹³ († 1874) und Alexis de Tocqueville¹⁴ († 1859) ausgesprochen; später gründete Karl Lamprecht († 1915) seine Epocheneinteilung der deutschen Geschichte darauf.¹⁵

Diese Überlegungen dienten nicht nur der Erklärung der Vergangenheit, sondern ganz besonders auch der Selbstverständigung über die Gegenwart, über die Genese des bürgerlichen Individuums. Dessen zeitgenössisches Streben nach Autonomie gegenüber Kirche und Staat sah man in der Renaissance erstmals verwirklicht, in einem imaginierten glücklichen Moment der Freiheit zwischen dem klerikalen Mittelalter und der absolutistischen Neuzeit. Die Verknüpfung mit dem eigenen Lebensgefühl verlieh dem Konzept der »Entdeckung des Individuums« in der Renaissancezeit eine große Stabilität; es wird bis heute explizit vertreten und nährt nach wie vor die impliziten Vorurteile über »das Mittelalter« und »die Neuzeit«.¹⁶

Dabei fehlte es nie an Kritik an dieser Sichtweise,¹⁷ die gelegentlich sogar für grundsätzliche Fehlentwicklungen in den Geisteswissenschaften verantwortlich gemacht wird.¹⁸ Indes wird man dies Jacob Burckhardt nicht persönlich anlasten wollen, zumal sein Urteil differenzierter war, als die zitierte Textpassage es ahnen lässt: Er beschränkte die »Entdeckung des

Individuums« nicht exklusiv auf die italienische Renaissance, sondern sah vergleichbare Tendenzen bei den alten Griechen und den Arabern wirken.¹⁹ Später modifizierte er sein Mittelalterbild,²⁰ und es will scheinen, als hätte er selbst seine Worte sehr viel weniger ernst genommen, als Generationen nachfolgender Historiker und Kulturwissenschaftler dies taten.²¹

Unabhängig von der Datierungsfrage besitzt der Diskurs über die »Entdeckung des Individuums« Implikationen, die den Rahmen der europäischen Geschichte überschreiten. Gelegentlich wird eine besondere Affinität der heutigen westlich-europäischen Gesellschaft zum Individualismus festgestellt und als Abgrenzungskriterium gegenüber anderen Weltkulturen herangezogen. Pointiert urteilt der Politologe Samuel Phillips Huntington: »Individualismus bleibt das kennzeichnendste Merkmal des Westens unter den Kulturen des 20. Jahrhunderts.«²² Solche und ähnliche Aussagen geraten mitunter in den Verdacht, lediglich die Überlegenheit westlicher Denk- und Verhaltensmuster beweisen zu sollen, insofern das Fehlen eines Individualitätskonzeptes in nicht-westlichen Kulturen als ein Defizit dargestellt werde, das überwunden werden müsse. Deshalb sei das gesamte Konzept »bourgeois, eurozentrisch und engstirnig« – so jedenfalls reformuliert der mit afrikanischen Kulturen befasste Anthropologe John Comaroff einen Konsens seiner Kollegen.²³

Freilich wäre es verkürzend, den Individualismus als exklusive Errungenschaft der westlichen Gesellschaft zu betrachten,²⁴ zumal es nicht-westliche Kulturen wie die arabische gibt, die ebenfalls über eine klare Wahrnehmung der Individualität verfügen.²⁵ Andererseits bringen gerade nicht-westliche Beobachter Argumente für ein Junktum zwischen dem Individualismus und der westlichen Kultur vor.²⁶ Darin werden sie von namhaften Ethnologen bestätigt: Für Clifford Geertz ist die abendländische Vorstellung von der autonomen Person eine kulturelle Ausnahmeerscheinung.²⁷ Christopher Hallpike

beschreibt die Hemmnisse, welche in primitiven Gesellschaften der Ausbildung und Artikulation individueller Bewusstseinsinhalte entgegenstehen.²⁸ Somit erweist sich die Stellung des Individuums in der neueren westlichen Kultur als ein erklärbungsbedürftiges Phänomen. Seine Erklärung muss von Historikern geleistet werden, weil die Voraussetzungen für diesen Individualismus in der europäischen Vormoderne liegen.

Aber wo? Die Schwierigkeiten, die mit der Rede von der »Entdeckung des Individuums« verbunden sind, und die Beliebigkeit, mit der diese vermeintliche oder tatsächliche Entdeckung in den verschiedensten Perioden und Kontexten festgemacht wird, wecken Zweifel an der Fruchtbarkeit der gesamten Fragestellung. Trotzdem ist die Lage nicht hoffnungslos, denn das Spektrum der seriösen Antworten ist begrenzt: Sucht man nach den Grundlagen für die Genese des modernen Individuums in der westlichen Kultur, spielen mögliche Vorläufer im Altertum oder in außereuropäischen Kulturen bestenfalls eine indirekte Rolle. Der präsentistische Befund, das moderne Individuum lasse sich nur in der Moderne nachweisen, ist allenfalls tautologisch wahr und entbindet nicht von der Notwendigkeit, die Bedingungen für die Entstehung der Moderne zu untersuchen. Im Wesentlichen konkurrieren zwei große Forschungstraditionen, eben die ältere, welche die Leistung der Renaissancezeit betont, und die jüngere, welche zahlreiche relevante Merkmale des Renaissance-Individualismus bereits im hohen Mittelalter verwirklicht sieht. Die jüngere Tradition ist von der älteren abgeleitet; hier besteht also die Gefahr, dass fragwürdige Argumentationsstrukturen einfach übernommen werden.²⁹

Wir können abschätzen, wie plausibel die Annahme einer »Entdeckung des Individuums« im Mittelalter ist, ohne die Argumente der Individualismusdebatte sofort im Einzelnen nachvollziehen zu müssen. Die Veränderungen im Verhältnis der Menschen zu sich selbst und zu ihren Mitmenschen, die man

unter der Formel einer »Entdeckung des Individuums« subsumierte, müssen gravierend gewesen sein; anderenfalls hätten sie nicht die ihnen unterstellten, langfristigen mentalen und gesellschaftlichen Folgen zeitigen können – bis hin zur Begründung einer Eigenart der europäischen Kultur gegenüber anderen Weltkulturen. Sollte all dies auch nur annähernd zutreffen, so hätten wir es mit einem tiefgreifenden Bewusstseinswandel zu tun, der nicht voraussetzungslos stattfinden konnte, sondern nur als Resultat bedeutender Veränderungen in der Lebenswelt denkbar ist.

Nun vollzogen sich im hohen Mittelalter geradezu dramatische Veränderungen in allen relevanten Bereichen des wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und geistigen Seins, die von der neueren Geschichtsschreibung nicht selten als »revolutionär« bezeichnet werden:³⁰ Ein organisatorischer Wandel und technische Neuerungen im Landbau steigerten die landwirtschaftliche Produktivität,³¹ wodurch ein signifikantes Bevölkerungswachstum ermöglicht wurde.³² Der technische Fortschritt im produzierenden Gewerbe und die Intensivierung des Handels trugen zur Ausdifferenzierung des gesamten wirtschaftlichen Lebens bei.³³ Auf dieser materiellen Basis entstanden eine ganze Reihe sozialer und kultureller Institutionen, die – im Verhältnis zum Frühmittelalter – einen erheblichen Mentalitätswandel voraussetzen und diesen zugleich förderten.

Konturen gewann dieser Vorgang in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, im Investiturstreit.³⁴ Zu dessen Begleiterscheinungen gehörten die funktionale Trennung der sakralen und der profanen Sphäre, die Herausbildung der Kirche als Institution und vor allem die Entstehung des Staates und einer autonomen Laienkultur. Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts wurde die westliche Kirche grundlegend neu gestaltet und auf den römischen Papst hin zentriert (Yves Congar: »ekklesiologische Wende«, Rudolf Schieffer: »papstgeschichtliche Wende«); sie erfuhr sich als gestaltende Kraft und durfte es unter Papst